

Der Kirchenbau unter Friedrich II.

von Jan Harasimowicz (Breslau)

Unter den beiden ersten Königen Preußens, Friedrich I. und Friedrich Wilhelm I., erhielten Berlin und Potsdam sowie zahlreiche andere Orte in Brandenburg-Preußen neue evangelische Kirchen. Diese stützten sich auf die besten Vorbilder der Zeit, die ihre Baumeister entweder direkt im niederländischen Kirchenbau gefunden oder aus den 1712 bzw. 1718 veröffentlichten architekturtheoretischen Traktaten Christoph Leonard Sturms geschöpft hatten. Sturms Überlegungen erschienen in Hamburg und Augsburg, kurz nachdem Sturm, zwischen 1702 und 1711 Professor für Mathematik an der Universität Viadrina, Frankfurt an der Oder verlassen hatte und nach Schwerin gezogen war. In seiner Frankfurter Zeit hielt sich der Begründer der theoretischen Grundlagen des protestantischen Kirchenbaus oft in Berlin auf, wo er im Gelehrtenkreis um Gottfried Wilhelm Leibniz verkehrte. Mehrmals mit verschiedenen Baugutachten beauftragt, beeinflusste er dortige Architekten und Baumeister stark, und das nicht nur mit seinen theoretischen Schriften.

Kurz vor dem Regierungsantritt Friedrichs II. entstanden in den beiden wichtigsten brandenburgischen Städten zwei prächtige Sakralbauten: die Garnisonkirche in Potsdam, 1731–1735 nach dem Entwurf Philipp Gerlachs errichtet, und die Dreifaltigkeitskirche in Berlin, 1737–1739 auf dem Gebiet der erweiterten Friedrichstadt dank Titus de Favre und Christian August Naumann erbaut. Die erstgenannte Kirche, später Ort der ewigen Ruhe Friedrich Wilhelms I. und seines Sohnes, vertrat den Typ des quer angelegten rechteckigen Saals, der erstmals in Amsterdam zu Beginn des 17. Jahrhunderts eingesetzt und hundert Jahre später von Christoph Leonard Sturm als einer der für protestantische Kirchen passendsten Bautypen empfohlen worden war. Die zweitgenannte, etwas später durch die Predigten Friedrich Daniel Schleiermachers berühmt gewordene Kirche wurde auf kreisrundem Grundriss angelegt, der laut Sturm ebenso empfehlenswert war, auch wenn es ihm – wegen seiner antiken Anspielungen – an der spezifisch protestantischen Prägung mangelte.

Auf dem Grundriss eines quer angelegten Rechtecks entstanden auf dem Gebiet der Kurmark in den letzten Jahren unter Friedrich Wilhelm I. und ersten Jahren unter Friedrich II. auch noch weitere Kirchen. Erwähnt seien hier die Stadtkirche in Zossen, 1739 durch den Bauinspektor Christoph Gottlieb Hedemann errichtet, die Stadtkirche in Trebbin, Kreis Luckenwalde, ungefähr zur selben Zeit nach dem

Entwurf eines unbekannten Architekten erbaut, sowie die Stadtkirche in Lindow, Kreis Neuruppin, in den Jahren 1751–1755 nach den durch den Landbaumeister Georg Christoph Berger gelieferten Plänen fertig gestellt. Alle drei besaßen jeweils einen Kanzelaltar, in der Mitte der Längswand plziert, dem gegenüber sich die Patronatsloge oder – so in Lindow – die Loge der Residentinnen des dortigen Damenstiftes befand. In der brandenburgischen Provinz entstanden aber auch sehr traditionsgebundene Kirchenbauten, auf dem Grundriss eines länglichen Rechtecks, mit dem Kanzelaltar an der Stirnwand des Innenraumes und mit den Holzeporen entlang der beiden Längswände. Ein gutes Beispiel ist die 1747 erbaute Kirche in Müllrose, einer an der Grenze zwischen Land Leubus und der Niederlausitz gelegenen Kleinstadt.

Auf dem Gebiet des damaligen, über die alten Stadtmauern hinausgewachsenen „Groß-Berlins“ wurden die meisten Bedürfnisse der neu gegründeten Gemeinden innerhalb der ersten 40 Jahre des 18. Jahrhunderts befriedigt. Nach der Thronbesteigung Friedrichs II. musste aber ab und zu eine alte Kirche durch eine neue ersetzt werden. So war es zum Beispiel im Falle der ehemaligen Cöllnischen Vorstadt, wo bereits seit 1694 eine aus der Pfarrei St. Petri ausgegliederte Gemeinde existierte, die für den eigenen Bedarf eine kleine Fachwerkkirche errichten lies, die „Kirche vor dem Köpenicker Tor“ oder Sebastianskirche, benannt nach dem Cöllnischen Ratsherren Sebastian Nethe, der am meisten zu ihrem Bau beigetragen hatte. Diese Kirche wurde bald baufällig, insbesondere, nachdem sie von Hochwasser heimgesucht wurde.

Bevor man sie 1753 endgültig abreißen ließ, hatte man gleich daneben nach den Entwürfen Christian August Naumanns und Johann Gottfried Bürings eine neue Kirche errichtet. Die rechteckige, 41,40 x 18,80 m große Kirche war ein Querbau wie die berühmte Garnisonkirche in Potsdam und die Stadtkirchen in Zossen, Trebbin und Lindow. Die Symmetrieachse ihres Baukörpers sollte ein hoher Turm markieren, der aber – wegen Geldmangels – mehr als ein Jahrhundert lang unfertig blieb. Seit 1802, als man der Cöllnischen Vorstadt – zu Ehren der Königin Luise – den Namen Luisenstadt gab, trug die Kirche den Namen Luisenstädtische Kirche. Sie fiel den Bombenangriffen im Februar 1945 zum Opfer. Die ausgebrannte Ruine wurde 1964 abgerissen.

Auf einem ähnlichen Grundriss entstand der wichtigste Kirchenbau im friderizianischen Berlin, der Dom am Lustgarten (Abb. 1). Er ersetzte die ehemalige Dominikanerkirche, die 1536 – dank dem Kurfürsten Joachim II. – die Domrechte von der Schlosskapelle übernommen hatte. Dieses stattliche, aber allmählich verfallende Bauwerk der Gotik wurde 1747 abgerissen. Im selben Jahr wurde, unter persönlicher Aufsicht des Königs und seines Hofarchitekten Georg Wenzeslaus von

Knobelsdorff, an anderer Stelle, nämlich auf der Lustgartenseite des Schlosses, mit dem Bau des neuen Doms begonnen. Die Arbeiten leitete der hervorragende Baumeister niederländischer Abstammung, Johann Boumann der Ältere. Die feierliche Einweihung fand 1750 statt.

An seinem neuen Ort fügte sich der neue, prächtige Dom hervorragend in die weitläufige Gartenanlage an der Spree ein. Es war ein Bauwerk auf dem Grundriss eines quer angelegten, 69 x 20 m großen Rechtecks, mit einer Kanzel in der Mitte der Längswand und der gegenüber befindlichen königlichen Loge. Der Altar wurde recht ungewöhnlich situiert: nicht unter der Kanzel, wie es in den früheren brandenburgischen Kirchen auf dem Grundriss eines quer angelegten Rechtecks der Fall gewesen war, sondern an der schmalen Nordwand, also dort, wo er in einer typischen Längsanlage seinen Platz gehabt hätte. Der Berliner Dom war auf diese Weise sowohl quer-, als auch längsorientiert, dabei schuf die Quieranlage mit der Kanzel ohne Altar den liturgischen Raum, wie er für eine reformierte Kirche typisch war, und die Längsanlage mit dem Altar ohne Kanzel kreierte den liturgischen Raum, den man als konservativ-lutherisch bezeichnen darf. Man könnte also zusammenfassend sagen, es war ein überaus durchdachtes, „rationelles“ Konzept der „Versöhnung“ beider protestantischen Hauptkonfessionen, ganz im Sinne der „aufgeklärten“ friderizianischen Kirchenpolitik. Dass der König persönlich über die Gestaltung des Domes entschieden, kann nicht ausgeschlossen werden.

Die Außenansicht auf der Seite des Lustgartens wurde von der monumentalen, auf Säulen gestützten Vorhalle in der Mitte des Baukörpers beherrscht. Über ihrem runden Innenraum erhob sich eine hohe, mit Laterne abgeschlossene Tambourkuppel. Sie bildete eine auffällige Dominante im Schlossbezirk und erhöhte den Rang des Domes innerhalb des gesamten „Groß-Berlins“. Doch zu Beginn des 19. Jahrhunderts erschien der friderizianische Dom König Friedrich Wilhelm III. zu bescheiden. Deshalb ließ dieser ihn 1817 bzw. 1820–1822 unter Leitung Karl Friedrich Schinkels im klassizistischen Stil umbauen. Auch diese Version gefiel aber bald nicht mehr. Friedrich Wilhelm IV. schwebte ein neuer Dom vor, der als monumentale Basilika im „altchristlichen Stil“ gedacht war. Aber es gelang ihm nicht, diese Überlegungen in die Tat umzusetzen. Erst der deutsche Kaiser Wilhelm II. ließ das Bauwerk aus der Zeit Friedrichs II. abreißen und an seiner Stelle einen neuen Dom im Stil des pompösen „wilhelminischen Neubarock“ errichten. Die Kirche wurde am 27. Februar 1905 feierlich eingeweiht.

Unter sehr ähnlichen Umständen, d.h. nach den Richtlinien des Königs selbst und seines Hofarchitekten Georg Wenzeslaus von Knobelsdorff, unter der Leitung Johann Boumanns des Älteren, wurde mit dem Bau eines anderen, für das Stadtbild wichtigen Sakralbaus, der katholischen St. Hedwigskirche am Opernplatz, dem sog.

Forum Fridericianum, begonnen. Sie war der erste katholische Kirchenbau, der in Brandenburg nach der Einführung der Reformation errichtet wurde, ihre Form stützte sich jedoch nicht auf zeitgleiche österreichische, französische oder italienische Kirchen, sondern auf das Pantheon in Rom. Mit den Bauarbeiten wurde 1747 unter der Leitung des bereits mehrfach erwähnten Boumann begonnen, dem Johann Gottfried Büring und Jean Legeay zur Seite standen. Bis zum Ausbruch des Siebenjährigen Krieges schafften sie es nur, die Umfassungsmauer hochzuziehen und das Ganze mit einer provisorischen Überdachung zu bedecken, dann wurden sämtliche Arbeiten eingestellt. Nach einer langen Pause, zwischen 1771 und 1773, wurde der Bau abgeschlossen, jedoch nicht vollständig, denn die südliche Kapelle, die verkleinert den kreisrunden Grundriss des Schiffes wiederholte, war erst 1778 fertig.

Die giebelgekrönte fünfsäulige Vorhalle, auf sechs ionische Dreiviertelsäulen gestützt, richtete sich nach Norden und machte damit die St. Hedwigskirche zum Bestandteil eines auffälligsten städtebaulichen Interieurs des spätbarocken Berlins. Ein ähnliches Bauwerk erhielt zu damaliger Zeit auch Potsdam, wo 1751–1752, wohl nach dem Entwurf Georg Wenzeslaus von Knobelsdorffs, die reizvolle französisch-reformierte Kirche erbaut wurde, der ebenfalls das römische Pantheon als Vorbild diente. Es wiederholt sich hier ein imposanter Säulenportikus mit Giebel, der Grundriss ist jedoch elliptisch und nicht – wie in Berlin – kreisrund.

Nach dem Ende der Schlesischen Kriege, bereits an seinem Lebensabend, griff Friedrich II. die großen Umbaupläne für die Hauptstadt seines immer größer und mächtiger werdenden Staates auf. Zum Gegenstand seines besonderen Interesses wurde der sog. Mittelmarkt in der Friedrichstadt, wo im frühen 18. Jahrhundert zwei Kirchen entstanden waren: im Norden eine französisch-reformierte, 1701–1705 von Louis Cayard und Abraham Quesnay nach dem Vorbild der berühmten Hugenottenkirche in Charenton sur Seine bei Paris erbaut, und im Süden die deutsch-reformierte, auch „Neue Kirche“ genannt, zwischen 1701–1708 auf dem Grundriss eines Fünfecks mit Halbkreisapsiden an allen Seiten von Giovanni Simonetti nach dem Entwurf Martin Grünbergs errichtet. In den Jahren 1739–1773 von den Pferdeställen des Regiments Gens d'Armes hufeisenförmig eingeschlossen, erhielt der ganze Platz den Namen Gendarmenmarkt. In den Jahren 1780–1785 wurde dieser Platz auf Veranlassung des Königs in eine der repräsentativsten städtebaulichen Anlagen Berlins umgewandelt, wofür die Piazza del Popolo in Rom zum Vorbild diente. Beide Kirchen, seitdem Französischer Dom und Deutscher Dom genannt, erhielten auf der Ostseite eine mächtige Turmanlage, auf massiven Unterbau gestützt, der sich jeweils zum Platz hin mit drei sechssäuligen Flügelanbauten öffnete und mit kuppelartigen Hauben abgeschlossen war (Abb. 2). Den

Entwurf dieser Anlage lieferte Karl von Gontard, der Günstling des Königs in seinen letzten Lebensjahren. Als aber infolge bei der Errichtung der Fundamente begangener Fehler im Jahre 1781 der Turm des Deutschen Doms einstürzte, übernahm Georg Christian Unger die Bauleitung.

Vor dem Hintergrund der vorausgehenden Erwägungen sieht man deutlich, dass der Kirchenbau der friderizianischen Epoche das städtebauliche und architektonische Bild der brandenburgisch-preußischen Hauptstadt stark beeinflusste. Zwar wurden weniger Kirchen als in den ersten vier Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts erbaut, es waren jedoch wichtige Bauwerke, die die nähere und weitere Umgebung prägten. Dies wurde von dem bereits früher begonnenen Prozess der dynamischen Entwicklung der Stadt begünstigt, die strahlenförmig über die Grenzen des mittelalterlichen Siedlungsgebiets Berlin-Cölln hinauswuchs. Völlig anders stand es um eine andere wichtige Stadt der preußischen Monarchie, nämlich Breslau, das durch Friedrich II. zum ersten Mal 1741 erobert und anschließend wieder besetzt bzw. mit großem Aufwand an Kraft und Mitteln bis zum Abschluss der schlesischen Kriege 1763 verteidigt wurde. Auch wenn sich die Stadt bis 1740 im Besitz der erzkatholischen Habsburgermonarchie befunden hatte, herrschte dort die evangelisch-lutherische Konfession vor. Alle drei Pfarreien innerhalb der Stadtmauern waren evangelisch, und die Aufsicht darüber übte der Stadtrat durch einen allein von ihm ernannten Kirchen- und Schulinspektor aus. Die Dominsel, auf der sich der Dom erhob und wo in einem ansehnlichen Palast der Bischof residierte, war von der städtischen Rechtssprechung ausgeschlossen. Ebenso ausgeschlossen waren die großen Stifte, die sich innerhalb und außerhalb der Stadtmauern befanden.

Alle drei großen Breslauer Pfarrkirchen waren mittelalterliche Bauten, mit Dutzenden von Altären gefüllt, zu denen nach der Einführung der Reformation noch zahlreiche Bildepitaphien und Wandgrabmäler hinzugekommen waren. Neue evangelische Kirchen wurden innerhalb der Stadtmauern nicht gebaut, denn sie waren nicht nötig. Außerhalb der Stadtmauern, in der Schweidnitzer Vorstadt und in der Odervorstadt, entstanden hingegen zwei neue Fachwerkkirchen, St. Salvator und Elftausend Jungfrauen. Eine ähnliche Bauweise haben auch die beiden bis heute erhaltenen Kirchen in den zur Stadt gehörenden Dörfern Herrnprotsch und Schwoitsch.

Der Spielraum für eine Bautätigkeit, insbesondere im Bereich des Kirchenbaus, war in Breslau also für den neuen Landesherrn sehr eingeschränkt. Friedrich II. hatte hier sogar selbst eine Zeitlang keinen festen Sitz, denn die ehemalige königliche und kaiserliche Burg am Oderufer war von Habsburgern im ausgehenden 17. Jahrhundert an die Jesuiten verschenkt worden, die an ihrer Stelle die katholische

Universität Leopoldina errichteten. Nach einem entsprechenden repräsentativen Gebäude musste im Süden der Stadt gesucht werden, wo sich in der Habsburgerzeit einige staatliche Einrichtungen befunden hatten. Das Gebäude einer dieser Einrichtungen, nämlich das des Generalsteueramtes, übergab der König 1743 an die neu gegründete reformierte Gemeinde, zu der hauptsächlich höhere Offiziere der preußischen Armee gehörten. 1746, nachdem das Gebäude abgerissen worden war, begann die Gemeinde mit dem Bau ihrer Kirche, vermutlich nach dem Entwurf von Johann Boumann dem Älteren, Baumeister des Berliner Domes. Zwar beschädigte die Explosion des nahe gelegenen Pulverturms im Juni 1749 die bereits hochgezogenen Mauern, die Schäden wurden jedoch dank Mitteln aus der Kollekte in den reformierten deutschen Territorien, den Niederlanden, der Schweiz und Schottland rasch behoben. Am 27. September 1750 wurde die evangelisch-reformierte Hofkirche in Breslau feierlich eingeweiht.

Dieser Bau unterschied sich grundsätzlich von allen Kirchen, die bisher von schlesischen Protestanten genutzt wurden, sowohl von denen mittelalterlicher Herkunft als auch von denen, die nach der Einführung der Reformation erbaut worden waren. Dies betraf nicht so sehr den Baukörper, denn dafür könnte man Parallelen sogar in den katholischen Kirchenbauten dieser Zeit finden, als vielmehr die Einrichtung des Inneren (Abb. 3). Der ovale, durch Abriss von zwei Emporengeschossen festgelegte Raum war sehr einheitlich und funktionell, er konzentrierte die Aufmerksamkeit eines jeden Gottesdienstbesuchers – genau nach den Forderungen Christoph Leonhard Sturms – auf die zentral gestellte Kanzel. Er war auch – im Unterschied zu allen anderen evangelischen Kirchenräumen in Schlesien – völlig bildlos. Es war also kaum zu erwarten, dass diese Kirche unter der lokalen Bevölkerung, die dem Augsburger Bekenntnis treu blieb, besonders große Begeisterung hervorrufen und sofort zum nachahmenswerten Vorbild werden würde.

Unter den zahlreichen Kirchenbauten, die von schlesischen Protestanten in der ersten Phase der preußischen Herrschaft in Schlesien errichtet wurden – zwischen dem Breslauer Präliminarfrieden im Jahre 1742 und dem Ausbruch des Siebenjährigen Krieges im Jahre 1756 – gab es keinen einzigen Fall einer Bezugnahme auf die Form der Hofkirche in Breslau. Als Vorbilder dienten lokale Kirchenbauten: Friedens-, Gnaden-, Grenz- und Zufluchtskirchen. Und dies, obwohl Friedrich von Anfang an Maßnahmen zur Abschaffung der Eigenart der evangelischen Kirche in Schlesien und ihrer Umwandlung im brandenburgisch-preußischen Geiste ergriff. Bereits 1742 wurden kraft eines königlichen Dekrets evangelische Oberkonsistorien in Breslau und Glogau gegründet, ein Jahr später auch in Oppeln. Im selben Jahr wurde die evangelisch-lutherische Inspektions- und Presbyterialordnung für das

Herzogtum Schlesien erlassen, 1748 die Visitationsordnung und 1750 die neue Stolasteuer eingeführt.

Die evangelische Kirche in Schlesien gewann stetig an Stärke, auch wenn das anfangs keineswegs auf Kosten der römisch-katholischen Kirche erfolgte. Friedrich II. verpflichtete sich sowohl im Breslauer Präliminärfrieden von 1742 als auch im Hubertusburger Frieden von 1763, alle Rechte und Privilegien der katholischen Kirche und der katholischen Bevölkerung Schlesiens zu beachten. Die Pfründen der katholischen Ortspfarrer wurden nicht verletzt, niemand versuchte noch, Klöster oder Kollegiatstifter zu enteignen. Lästig war nur das Steuersystem, das aber gleichermaßen die katholische wie die evangelische Bevölkerung betraf. Die neue Provinz, weitgehend wohlhabender als der restliche Staat, musste nicht nur den Krieg finanzieren, sondern auch zur wirtschaftlichen Entwicklung des Kernlandes der Monarchie, der Mark Brandenburg mit ihren Sandböden, ihren Wäldern und ihrem Rohstoffmangel, beitragen.

Den Evangelischen, die die von den Garantien des Westfälischen Friedens und der Altranstädter Konvention nicht betroffenen Gebiete bewohnten, wo alle Pfarreien weiterhin der katholischen Kirche unterstellt waren, wurden Baurechte nicht für „Kirchen“ – diese existierten bereits in jeder Pfarrgemeinde, wenn auch oft verwaist und verfallen –, sondern nur für „Bethäuser“ eingeräumt. Für den Bau eines solchen Bethauses musste man – gegen entsprechende Gebühr – eine königliche Konzession einholen und anschließend das Haus auf eigene Kosten errichten sowie für den Unterhalt des darin wirkenden Predigers sorgen. In vielen Ortschaften wurden Bethäuser neben Pfarrkirchen erbaut, manchmal direkt daneben. Meistens waren es provisorische Objekte, Holz- bzw. Fachwerkbauten, die man erst nach einigen Jahrzehnten durch größere, massive Bauten zu ersetzen begann. In vielen niederschlesischen Dörfern haben sich aber bis heute friderizianische Fachwerk-Bethäuser erhalten, die noch in den vierziger Jahren des 18. Jahrhunderts erbaut worden waren.

Um das Jahr 1750 gab es in Schlesien bereits 164 Bethäuser, davon 34 im Fürstentum Schweidnitz, 68 im Fürstentum Jauer, 41 in den Fürstentümern Glogau und Sagan sowie in der freien Standesherrschaft Beuthen-Carolath, 21 im Fürstentum Breslau, in den freien Standesherrschaften Militsch, Trachenberg und Wartenberg sowie in Oberschlesien. Sie wiesen eine große Vielfalt an Grundrissen, eingesetzten Baumaterialien und -techniken, Ausstattung und Ausmalung auf.

Unter den ältesten Bethäusern befanden sich einfache Holzbauten auf dem Grundriss eines Rechtecks, die an Scheunen erinnerten, so in Mühlbock, Kreis Schwiebus, und in Nieder Schreiberhau, Kreis Hirschberg, auch wenn es an größeren, völlig aus Holz errichteten Objekten wie dem dreischiffigen, an die Stadtmauer

gelehnten Bethaus in Reichenbach im Eulengebirge nicht fehlte. Jedes der Schiffe besaß hier eine eigene Überdachung.

Einfache massive Bauwerke entstanden auf dem Weg der Anpassung profaner Objekte mit unterschiedlicher Bestimmung, so von Rathhäusern (7 Objekte) und sonstigen Stadtbauten (11 Objekte), Schlössern und Herrensitzen (8 Objekte) sowie Neben- und Wirtschaftsbauten (15 Objekte). Ein gutes Beispiel für die Adaptation eines massiven Gutshofgebäudes liefert das Bethaus in Schmarse, Kreis Schwiebus, und für die Adaptation eines städtischen öffentlichen Baus das Bethaus in Beuthen an der Oder (Abb. 4). In dem letztgenannten Fall handelte es sich um das Gebäude des ehemaligen akademischen Gymnasiums, 1601 durch die zuständige Obrigkeit – die Familie Schönaich, Bekenner und Förderer des Calvinismus – gegründet. Diese Schule, die im gesamten Mitteleuropa großen Ruhm genoß, war 1628 durch die habsburgische Obrigkeit geschlossen worden.

Die größte Gruppe unter den friderizianischen Bethäusern stellten jedoch die Fachwerkbauten dar – es waren insgesamt 104. Darunter gab es Bauten mit dem einfachen Grundriss eines Rechtecks, mit Sattel- oder Mansardendach, die mit ihrem Äußeren an Wohnhäuser erinnerten; gute Beispiele sind die Bethäuser in Wüstegiersdorf, Kreis Waldenburg (Abb. 5), und in Rudelstadt, Kreis Landeshut. Es gab auch Bauwerke mit dem Grundriss eines Rechtecks mit schräg geschnittenen Winkeln, der das Kircheninnere kompakter erscheinen ließ. Als Beispiel sei hier das Bethaus in Reibnitz, Kreis Hirschberg, genannt, das vom einheimischen Zimmermeister Jeremias Maywald wohl nach dem Vorbild der Gnadenkirche in Sagan errichtet wurde. Schließlich gab es auch Objekte mit dem Grundriss eines Kreuzes, der besonders in Schlesien beliebt war, auch wenn er aus theologischen Gründen von Christoph Leonhard Sturm abgelehnt wurde. Derartige Bethäuser entstanden unter anderem in Friedland, Kreis Waldenburg, in Wederau, Kreis Jauer, und in der Kreisstadt Guhrau am nördlichen Rand der Provinz.

Es fehlte auch nicht an Bauten mit achteckigem Grundriss, so in Alt Strunz, Kreis Glogau, wo das Bethaus im angepassten Gebäude einer Roßmühle eingerichtet wurde, oder in Altkemnitz, Kreis Hirschberg, wo der bereits erwähnte Zimmermeister Jeremias Maywald die Bauarbeiten leitete. Einen achteckigen Grundriss erhielt auch das Bethaus in Wünschendorf, Kreis Löwenberg. Der repräsentative Charakter des Inneren konnte darüber hinaus mithilfe besonders reichhaltiger Ausstattung erzielt werden. Der Altar und die Kanzel im Bethaus in Michelsdorf, Kreis Landeshut, entstanden wahrscheinlich in den Werkstätten der nahe gelegenen Zisterzienserabtei Grüssau; ähnliche Provenienz hatte vermutlich auch der Altar im Bethaus von Gießmannsdorf, Kreis Jauer, dem mit Sicherheit der

ungefähr zur selben Zeit entstandene neue Altar in der evangelischen Friedenskirche in Schweidnitz als Vorbild diente.

Das Ersetzen erster einfacher Bethäuser aus Holz und Fachwerk durch massive Kirchenbauten erfolgte nicht gleichmäßig. Im Hirschberger Tal, das damals durch die Herstellung von – vor allem für den Export bestimmter – Leinwand eine große wirtschaftliche Blüte erlebte, entstanden massive Bethäuser auf dem Grundriss eines länglichen Rechtecks, mit eingebauten hölzernen Emporen, relativ früh, nämlich bereits in den vierziger Jahren des 18. Jahrhunderts. Als Beispiele können hier die Bethäuser in Hermsdorf (1744), Petersdorf (1747–1748) und Fischbach (1748–1749) genannt werden. In den fünfziger Jahren desselben Jahrhunderts beteiligten sich am Bau von Bethäusern auch staatliche Baubeamte, angeregt von Christoph Leonard Sturms architekturtheoretischen Schriften. So wurde das Bethaus in Voigtsdorf, Kreis Hirschberg, 1755 nach dem Entwurf des königlichen Baukondukteurs Weise erbaut. Es hat den Grundriss eines Rechtecks mit zwei schräg abgeschnittenen Winkeln. Der hier eingesetzte Kanzelaltar – damals in Schlesien noch eine Rarität – wurde mit dem monumentalen Orgelprospekt verbunden. Als Quelle dieser Lösung diente mit Sicherheit das Innere der evangelischen Gnadenkirche in Hirschberg, die zu Beginn des 18. Jahrhunderts nach dem Vorbild der St. Katharinenkirche in Stockholm errichtet worden war.

Die prächtige Hirschberger Kirche wirkte übrigens öfter, und das noch auf eine direktere Art und Weise. D.h., dass die Kanzel nicht mit dem Altarretabel verbunden wurde, sondern – wie in Hirschberg – völlig unabhängig davon stand. Diese Form verlieh man den Innenräumen der Bethäuser in Schmiedeberg und Bad Warmbrunn, die 1743–1764 beziehungsweise 1774–1777, nach der Abtragung ursprünglicher Holzbauten, errichtet und ausgestattet wurden. Die plastische Verzierung des neuen Bethauses in Bad Warmbrunn verrät eine hohe Abhängigkeit von den Werkstätten, die dem politischen Wandel zum Trotz immer noch im Kreise der Zisterzienserabtei Grüssau wirkten. Die Grüssauer Äbte hatten übrigens in der Nähe des neuen evangelischen Baus in Warmbrunn ihre wirtschaftlich blühende Propstei.

Die Kirchen in Schmiedeberg und Bad Warmbrunn, die freilich zu den hervorragendsten Bauten zählen, die anstelle früherer einfacher Bethäuser entstanden, haben den traditionellen Grundriss eines länglichen Rechtecks, das aber mit einem Oval – quer oder längs angeordnet – kombiniert wurde (Abb. 6). Sie können als das letzte Element in der Entwicklung des schlesischen barocken Kirchenbaus gelten, der hauptsächlich durch katholische Bauten, und dazu derart bedeutende wie die Abteikirchen in Grüssau und Liebenenthal oder die Jesuitenkirche in Liegnitz, geprägt wurde. Im ähnlichen Geiste wurde auch die evangelische Kirche in Freiburg

erbaut (1776–1779), ein Werk des Baumeisters Christian Friedrich Schulze, der bald ausschließlich klassizistische Formen einzusetzen begann. Der Freiburger Bau unterscheidet sich jedoch von der Schmiedeberger und der Warmbrunner Kirche durch den Einsatz eines Kanzelaltars. Das Vorbild der Hirschberger Gnadenkirche, in direkter Nachbarschaft so wichtig, hatte im Waldenburger Gebirgsland, das von Hirschberg ca. 50 km weit entfernt ist, offensichtlich keine ausreichende Wirkungskraft mehr.

Die Kirche in Freiburg, das letzte friderizianische Kirchenbauwerk in Schlesien im Stil des späten Barock, kündigte mit seinem weißen, bildlosen Inneren bereits die nächste Epoche in der Geschichte des evangelischen Kirchenbaus in Schlesien an, die mit Karl Gotthard Langhans verbunden war. In den drei von ihm entworfenen Kirchen – in Groß Wartenberg (1785–1789), Waldenburg (1785–1788, Abb. 7) und Reichenbach im Eulengebirge (1789) – ertönt das Echo der evangelisch-reformierten Hofkirche in Breslau, verknüpft mit den aus den führenden Kunstzentren der damaligen Zeit, Paris und Wien, einströmenden Impulsen. Befand sich Langhans doch, wie wir seit einiger Zeit wissen, unter einem gewissen Einfluss des französischen Architekten italienischer Abstammung Isidore Ganevale, der unter anderem in der Hauptstadt der Habsburgermonarchie wirkte. Daher sollten uns die edlen, in ihren Formen gehobenen Innenräume der Kirchen in Wartenberg, Waldenburg und Reichenbach, die glücklicherweise bis heute erhalten geblieben sind, nicht verwundern. Sie stehen Theaterräumen und Konzerthallen näher als den früheren evangelischen Kirchen der Barockzeit.

Das Werk von Karl Gotthard Langhans unterschied sich deutlich von dem, was Friedrichs II. Lieblingsarchitekten Johann Boumann der Ältere, Georg Wenzeslaus von Knobelsdorff oder Karl von Gontard vertraten. Wohl deshalb wollte der neue König, Friedrich Wilhelm II., die Leistungen der ehemaligen Mitarbeiter der alten Meister nicht mehr in Anspruch nehmen und ließ einen ziemlich unbekannten Architekten aus der entfernten schlesischen Provinz nach Berlin kommen. Das Schicksal wollte es so, dass dieser Karl Gotthard Langhans mit dem anspruchsvollsten Bau der damaligen Zeit in der Hauptstadt des Königreichs Preußen – dem Brandenburger Tor – beauftragt werden sollte. Gemäß königlichem Wunsch ist es zum sichtbaren Zeichen der „neuen Zeiten“ geworden, indem es sich radikal vom architektonischen Geschmack des „alten Fritz“ unterschied.

Bibliographie

ERNST BADSTÜBNER, Stadtkirchen der Mark Brandenburg, Berlin ³1988.

LUDWIG BAMBERG, Die Potsdamer Garnisonkirche. Baugeschichte – Ausstattung – Bedeutung, Berlin 2006.

PAUL CORBY FINNEY (Hg.), Seeing beyond the Word. Visual Arts and the Calvinist Tradition, Grand Rapids, Mich. / Cambridge 1999.

KARL ERNST OTTO FRITSCH (Hg.), Der Kirchenbau des Protestantismus von der Reformation bis zur Gegenwart, Berlin 1893.

HANS-JOACHIM GIERSBERG, Friedrich als Bauherr: Studien zur Architektur des 18. Jahrhunderts in Berlin und Potsdam, Berlin 1986.

WOLFGANG GOTTSCHALK, Altberliner Kirchen in historischen Ansichten, Leipzig 1985.

GÜNTHER GRUNDMANN, Der evangelische Kirchenbau in Schlesien (Bau- und Kunstdenkmäler des deutschen Ostens, C 4), Frankfurt (Main) 1970.

JAN HARASIMOWICZ, *Protestantischer Kirchenbau im Europa des 17. und 18. Jahrhunderts* (in: Peter Claus Hartmann, Annette Reese, (Hgg.), Religion und Kultur im Europa des 17. und 18. Jahrhunderts (Mainzer Studien zur Neueren Geschichte, 12), Frankfurt am Main 2004, 327–370).

DERS., Der Pietismus und der evangelische Kirchenbau der Frühen Neuzeit im kontinentalen Europa (in: Udo Sträter, Hartmut Lehmann, Thomas Müller-Bahlke, Johannes Wallmann, [Hgg./red], Interdisziplinäre Pietismusforschungen. Beiträge zum Ersten Internationalen Kongress für Pietismusforschung 2001 [Hallesche Forschungen, 17/1], Tübingen 2005, 83–105).

WALTER THEODOR HINRICHS, Carl Gotthard Langhans, ein schlesischer Baumeister 1733–1808, (Studien zur deutschen Kunstgeschichte 116), Straßburg 1909.

ULRICH HUTTER-WOLANDT, Die Hofkirche zu Breslau. Ein Rokokokirchenbau im frühpreußischen Schlesien, Bonn 1999.

KARL KIEM, „Neu-Holland“. Niederländische Einflüsse in der Architektur der Mark Brandenburg. Bemerkungen zum Forschungsstand, (in: Auf dem Spuren der Niederländer zwischen Thüringer Wald und Ostsee. Symposium der Deutsch-Niederländischen Gesellschaft e.V. am 11. und 12. Oktober in Berlin, Berlin 1992, 32–38).

KARL-HEINZ KLINGENBERG, Der Berliner Dom. Bauten, Ideen und Projekte vom 15. Jahrhundert bis zur Gegenwart, Berlin 1987.

JERZY KRZYSZTOF KOS, Twórczość architektoniczna Carla Gottharda Langhansa na Śląsku 1760–1808, Diss. Wrocław 1997 [ms.].

JÖRG ULRICH KUNZENDORF, Querkirchen in Berlin-Brandenburg. Studien zur Architektur evangelischer Kirchenräume seit dem Beginn des 18. Jahrhunderts in Berlin und der Provinz Brandenburg, Diss. Oslo 1992.

PIOTR OSZCZANOWSKI, Kościół Ewangelicko-Augsburski pod wezwaniem Opatrzności Bożej, Wrocław 1997 (Zabytki Wrocławia).

STEPHAN SCHÖNFELD, Der niederländische Einfluss auf den Kirchenbau in Brandenburg und Anhalt im 17. und 18. Jahrhundert, (Europäische Hochschulschriften XXVIII/346), Frankfurt am Main 1999.

WERNER SCHWIPPS, Die Garnisonkirchen von Berlin und Potsdam, (Berlinische Reminiszenzen 6), Berlin 1964.

REINHOLD WEX, Ordnung und Unfriede. Raumprobleme des protestantischen Kirchenbaus im 17. und 18. Jahrhundert in Deutschland, (Kulturwissenschaftliche Reihe 2), Marburg 1984.

ALFRED WIESENHÜTTER, Der evangelische Kirchbau Schlesiens von der Reformation bis zur Gegenwart, Breslau 1926.

DERS., Protestantischer Kirchenbau des deutschen Ostens in Geschichte und Gegenwart, Leipzig 1936.



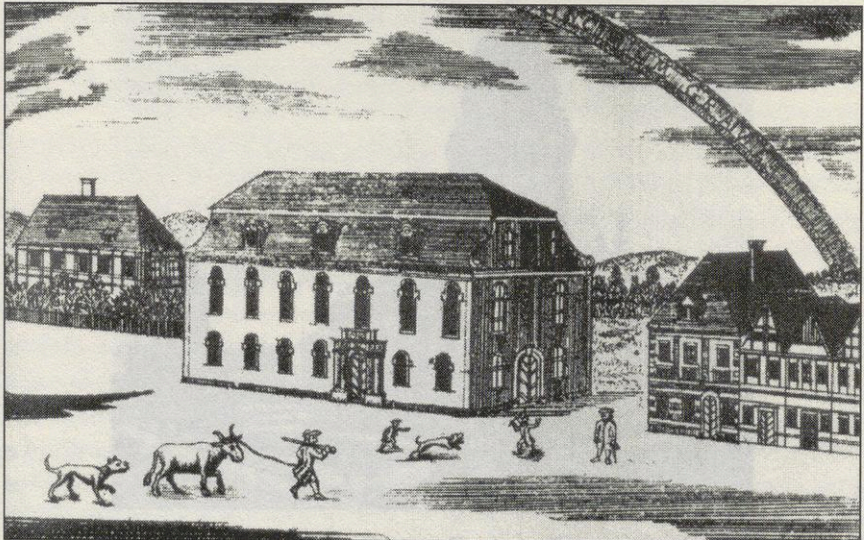
1. Berlin, Dom am Lustgarten, 1747–1750. Architekt Johann Boumann der Ältere. Archivfoto aus dem späten 19. Jh. / Berlin, Katedra przy Ogrodzie Spacerowym, 1747–1750, architekt Johann Boumann Starszy. Zdjęcie archiwalne z końca XIX w.



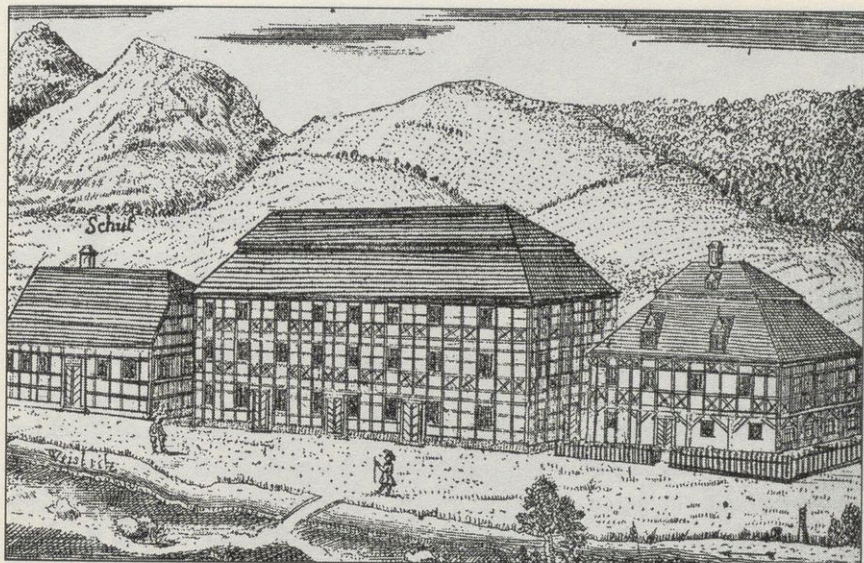
2. Berlin, Französischer Dom und Deutscher Dom am Gendarmenmarkt, 1780–1785. Architekt Karl von Gontard. Archivfoto aus dem Anfang des 20. Jh. / Berlin, Katedra Francuska i Katedra Niemiecka na Placu Żandarmerii, 1780–1785. Architekt Karl von Gontard. Zdjęcie archiwalne z początku XX w.



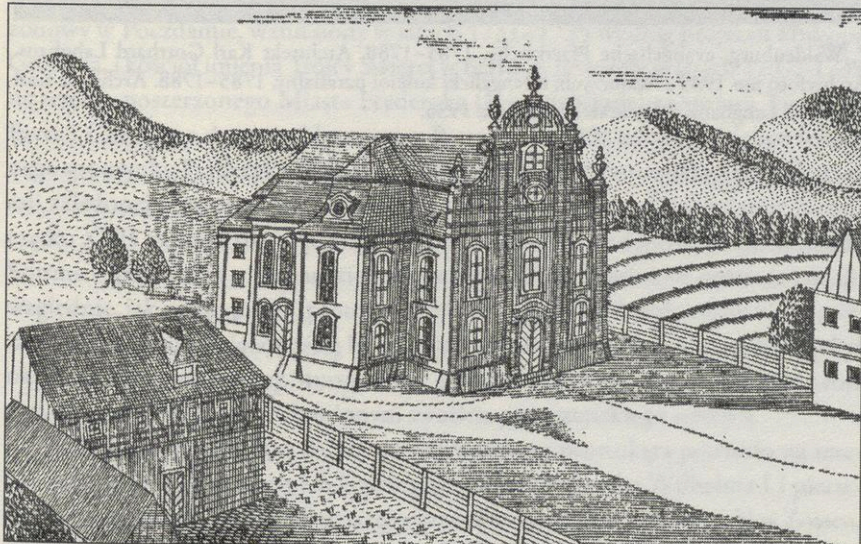
3. Breslau, ehem. Evangelisch-Reformierte Hofkirche, 1749–1750. Architekt Johann Boumann der Ältere. Innenansicht, Aufnahme von Stanisław Klimek, Breslau / Wrocław, dawny Ewangelicko-Reformowany Kościół Dworski, architekt Johann Boumann Starszy. Widok wnętrza, zdjęcie Stanisław Klimek, Wrocław.



4. Beuthen an der Oder, friderizianisches Bethaus, 1746. Kupferstich von Friedrich Bernhard Werner / Bytom Odrzański, fryderycjański dom modlitwy, 1746. Miedzioryt Friedricha Bernharda Wernera.



5. Wüstegiersdorf, Kreis Waldenburg, friderizianisches Bethaus, 1741–1742. Kupferstich von Friedrich Bernhard Werner / Gluszyca, powiat Wałbrzych, fryderycjański dom modlitwy, 1741–1742. Miedzioryt Friedricha Bernharda Wernera.



6. Schmiedeberg, friderizianisches Bethaus, 1743–1745. Kupferstich von Friedrich Bernhard Werner / Kowary, fryderycjański dom modlitwy, 1743–1745. Miedzioryt Friedricha Bernharda Wernera.



7. Waldenburg, evangelische Pfarrkirche, 1785–1788. Architekt Karl Gotthard Langhans. Archivfoto um 1935 / Wałbrzych, ewangelicki kościół parafialny, 1785–1788. Architekt Karl Gotthard Langhans. Zdjęcie archiwalne ok. 1935.